

## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-09203-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Sebastian Janata

**Die Ambassadorin**

Roman Rowohlt Hundert Augen

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, August 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Das Zitat auf Seite 209 ist eine leicht modifizierte Übersetzung aus  
Ursula K. Le Guin. «Freie Geister. Eine zwiespältige Utopie. Roman.»  
(The Dispossessed), FISCHER TOR, und lautet in seiner deutschen

Originalfassung: «Um zu sehen, wie schön die Erde ist,  
muss man sie als Mond sehen.»

Satz aus der Minion Pro

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-498-09203-0

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen  
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern  
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale  
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten  
zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)

# Prolog

# Abschied

2018

Beppo lag in einem Einzelzimmer und starrte die Decke an. Man musste gut versichert sein, um alleine zu liegen. Oder bald sterben. Beppo hatte keine gute Versicherung. Wenige Stunden bevor sein Herz aufhören sollte zu schlagen, musste er sich noch einmal gehörig ärgern. Nach der letzten Visite hatten sie ihn auf die Frauenstation verlegt. Scheiß Arzt, unfähiger Beidl. Leck mich am Arsch, dachte er. Er hatte starke Schmerzen. Das Reden fiel ihm schon zu schwer. Er war außer sich gewesen, aber bereits zu schwach, um seinem Zorn Gehör zu verschaffen. So musste er sich also abfinden.

Es war immer seine Überzeugung gewesen, dass es nur zwei Sorten von Menschen gab: jene, die ihr Schicksal akzeptierten, und jene, die es herausforderten. Knechte und Aufständische. Er hatte sich eigentlich von jeher zu den Letzteren gezählt. Je näher sein absehbares Ende aber gerückt war, desto mehr Zweifel kamen in ihm auf. Beppo hatte gekämpft, jegliche Schmerzmittel verweigert, zumindest solange er dazu noch in der Lage gewesen war. Seit zwei Wochen lag er in diesem Bett. Jeden zweiten Tag wurde er gewaschen, er konnte sich nicht dagegen wehren.

Er hasste es. Weil es keine Ehre hatte, weil es nicht nach Regeln spielte, weil es keine Gerechtigkeit kannte. Nicht einmal Sportsgeist. Beppo wusste immer schon, dass das Schicksal, widerwärtiges Dreckschwein, das es nun mal war, ausschließlich unter der Gürtellinie zuschlägt. Dass er nun auch noch den physischen Nachweis für diese feige Taktik hatte, fand er zynisch. Er hätte gelacht, wäre ihm das Lachen nicht schon vor langer

Zeit vergangen. Er hätte drohend die Faust erhoben, wäre der dafür zuständige Teil seines Gehirns nicht bereits kaputt gewesen. Er hätte sich wieder auf die Männerstation bringen lassen, wäre ihm nicht bei jedem Versuch, die Stimme zu erheben, ein Messer in den Unterleib gefahren.

Aber nicht die Verlegung war jetzt der Grund für seinen Ärger, sondern die Person dort drüben auf dem Stuhl. Seit sie das Zimmer betreten hatte, waren ihre Augen auf ihn gerichtet. Gesagt hatte sie aber noch immer nichts.

«Das Haus ist fertig renoviert», beendete die Person ihr Schweigen endlich. «Du würdest es nicht wiedererkennen, alleine der Salon -» Sie unterbrach sich selbst, ließ den Kopf auf ihre Brust sinken. «Es sind so viele Jahre vergangen ...», versuchte sie einen neuen Satz, der aber sogleich von der trockenen Stille des Krankenzimmers verschluckt wurde.

So viele Jahre und immer noch kein Mumm, dachte Beppo.

Die Person sah ihn direkt an und schien für einen Moment ihre Gedanken zu sammeln.

«Du kannst mir nicht einmal jetzt verzeihen. Habe ich recht, Beppo?»

Seine Mundwinkel verzogen sich nun zu einer Art Grinsen, bitter wie Gift. Er versuchte, seinen Kopf zu heben, doch ein mächtiger Schmerz drückte ihn sofort wieder in das mit steifer Baumwolle bezogene Kissen.

Die Person stand auf und ging zum Fenster neben dem Bett. Sie blickte hinaus, auf einen braunen Betonblock, der in den Siebzigern errichtet worden war und dessen bedrückende Fassade die gesamte Aussicht einnahm. Nur wenn man ganz nach oben blickte, konnte man einen schmalen Streifen blauen Himmels sehen. Zahlreiche Vögel zwitscherten ihre Melodien. Die Per-

son trat an das Bett. Beppo starrte weiter an die Decke. Sie beugte sich über ihn und sah ihm ins Gesicht. Er versuchte, an ihr vorbeizustarren.

«Beppo», sagte sie. «Es ist an der Zeit, dass du sie uns zurückgibst.»

Ihm war von Anfang an klar gewesen, was der Grund für diesen Besuch war. Ha! Zurückgeben. Da konnten die lange drauf warten. Von ihm aus konnten sie ruhig danach suchen, die verlogene Bagage, so lange, bis sie, eine nach der anderen, selber in einem dieser Betten landeten.

Ach, verhurte Scheiße, dachte er, was würde er jetzt für einen Underberg geben. Er versuchte, vor dem Hintergrund der weißen Decke das Bildnis eines braunen Fläschchens zu malen. Aber er musste einsehen, dass er bereits vergessen hatte, wie das Etikett aussah.

«Beppo ...», begann die Person von neuem. Sie beugte sich noch tiefer über ihn, legte ihre Hand auf sein Kinn und drehte mit sanftem Druck seinen Kopf, sodass er keine andere Wahl hatte, als ihr ins Gesicht zu sehen. Er konnte sie jetzt gut erkennen. Auch nach all den Jahren.

«Wo ist die Büchse?» Die Person begann, ihm zärtlich über das Kinn zu streicheln, während sie ruhig auf ihn einredete. Er konnte sich nicht wehren. «Du hast sie damals an dich genommen, und wir haben sie dir gelassen. Aber jetzt ist es an der Zeit, ein neues Kapitel zu beginnen. Dort, wo alles seinen Anfang nahm. Wir gründen eine Akademie. Zehn Akademien. Zwanzig. Wie in den Staaten. Aber die Organisation braucht die Büchse.» Beppo fühlte, wie sein Puls hochging, und sah Sternchen. «Erinnerst du dich noch an uns? Erinnerst du dich noch an die Sache, für die du einmal gekämpft hast? An Fini?»

Hätte er noch gekonnt, er hätte sie angeschrien. Dass sie es wagte, diesen Namen zu nennen! Aber er konnte

nicht mehr. Bei jedem Atemzug gab seine Lunge ein konstantes Pfeifen von sich. Er versuchte, sich zu beruhigen.

Er war sich sicher. Sie brauchten die Büchse nicht nur, um ein neues Kapitel zu beginnen. Sie wollten sie verscherbeln. Wie Großmutter's Silber.

Beppo blickte dem Gesicht nun zum ersten Mal direkt in die Augen. Er war so unendlich müde. Zunächst hatte er geglaubt, sie zu hassen, aber nun musste sich der Todgeweihte eingestehen, dass sein Hass über all die Jahrzehnte abgekühlt und erloschen, zu einem Haufen Asche zerfallen war. Ja, ein grauer Haufen kaltes Mitleid, das war es. Wie konnte man ein ganzes Leben lang nicht bemerken, dass man sich verlaufen hatte? War es Blindheit oder Präpotenz? Wie er die Person jetzt so ansah, waren es sehr eindeutige Worte, die ihm durch den Kopf schossen. Armselig. Schwach. Alt. Hässlich. Bedauernswert. Geknechtet.

Eine Träne löste sich von den Wimpern der Person und tropfte ihm aufs Gesicht. Er zuckte reflexartig zusammen und stöhnte auf von den Schmerzen, die die Bewegung verursachte.

«Verzeih mir», sagte die Person, bevor sie ihm mit dem Hemdsärmel behutsam die Nase trocken wischte. «Ich habe dir etwas mitgebracht.» Sie griff in ihre Tasche, zog ein kleines Fläschchen hervor und stellte es auf den Beistelltisch. Beppo drehte vorsichtig den Kopf. Die Bewegung kostete ihn äußerste Anstrengung. Seine Augen brauchten eine Weile, bis sie den neuen Fokus fanden. Er versuchte, die einzelnen Teile zu einem Ganzen zusammenzufügen. Grüne Kappe, braunes Glas, umschlungen von Papier, darauf weiße Lettern, ein Wort, die weichen Formen der Buchstaben so vertraut wie die Gesichter lieber Freunde. Der Schriftzug geschwungen wie eine Flagge im müden Wind, die schlaff zum Abschied weht.



# I

## Schweinesonne

Mein Großvater war Jäger, und nachdem ich lange genug gebettelt hatte, nahm er mich irgendwann mit auf die Wildschweinjagd. Ich war gerade einmal fünf Jahre alt, und meine Eltern waren dagegen, aber das Leuchten in meinen Augen machte sie weich, und so gaben sie nach. Als es dämmerte, fuhren wir los. Die Jagdhündin meines Großvaters begleitete uns. Sie war eine *Deutsch Kurzhaar* und wurde Hexi gerufen. Wir fuhren eine kurze Strecke durch das Dorf und bogen dann in einen Waldweg ein, der den Namen Teufelsgraben trägt. Daneben fließt ein kleiner Wildbach, in dem ich später in meiner Kindheit erste Bekanntschaft mit Blutegehn schließen sollte. Im Schrittempo folgten wir der lehmigen Piste einen guten Kilometer lang. Hexi saß auf dem Boden zwischen meinen Beinen und hatte ihren Kopf in meinen Schoß gelegt. Ein bisschen Sabber lief auf meine Hose. Ich kraulte das liebe Tier hinter den Ohren. An einer Gabelung hielten wir, und mein Großvater stellte den alten *Puch* am Wegesrand ab. Von hier an mussten wir zu Fuß weiter. Ein paar Minuten gingen wir schweigend nebeneinanderher, Hexi immer dicht hinter uns. Ich fragte meinen Großvater, warum Jäger denn immer Hunde dabei hätten.

«Jagd ohne Hund ist Schund», sagte er mit erhobenerm Zeigefinger. Dann blieb er stehen.

Ich sah zu ihm hoch und fragte mich, warum wir anhielten. Mein Großvater ließ seinen Blick durch die Bäume schweifen, zwischen denen, wie Waldgeister, die letzten Lichtstrahlen des Tages schwebten, und sagte folgenden Vers, den ich seither nicht vergessen habe:

Wer will zu den Jägern zählen,  
lässt kein Wild sich zu Tode quälen,

jagt allein nicht durch die Weite,  
führt den guten Hund zur Seite!

Mein Großvater stellte seine Büchse ab und griff in die Brusttasche, aus der er ein kleines Fläschchen Underberg zog. Er schraubte den Verschluss ab und hielt das braune Elixier hoch, wie ein Pfarrer den Messwein.

«Waidmannsheil», sprach er in Richtung der Baumkronen und trank es in einem Zug leer.

«Waidmannsheil», sagte ich zu Hexi, die zur Antwort mit dem Schwanz wedelte.

Wir marschierten weiter. Es wurde Nacht im Wald. Mein Großvater holte eine Taschenlampe hervor, die statt weißem rotes Licht warf, um das Wild nicht zu verscheuchen. Nach einer Weile erreichten wir einen Trampelpfad, der uns die dichtbewachsene Böschung hinaufführte. Plötzlich leuchteten überall neongrüne Punkte auf, die sich, zauberhaften Waidwesen gleich, ihren Weg durch das Geäst bahnten. Als mein Großvater meine Faszination bemerkte, erklärte er mir, dass dies Glühwürmchen seien und sie deshalb so grün leuchteten, um einander besser finden und kleine Baby-Glühwürmchen machen zu können. Ich verstand nicht ganz, was er meinte. Als ich versuchte, einen dieser geheimnisvollen grünen Punkte mit der Hand einzufangen, erlosch das Leuchten schon, noch bevor ich meinen Arm ausgestreckt hatte. Ich war fasziniert von diesen Kreaturen und bin es heute noch. Der pechschwarze Wald, zusammen mit seinem intensiven Geruch nach feuchtem Laub und schwarzer Erde, wurde zum bloßen Hintergrund für das magische Leuchten Hunderter feenhafter Gestalten.

Wir erreichten den Hochstand. Hexi hörte auf das Kommando *lieg* und breitete sich hechelnd auf dem Waldboden aus. Ich musste als Erster über die grob gezimmerte Leiter hochklettern, mein Großvater war dicht

hinter mir und passte auf, dass ich nicht fiel. Im Inneren des Holzverschlags war eine Art Bank angebracht, auf der wir beide Platz fanden. Durch eine Öffnung konnten wir über die Baumkronen blicken. Der Vollmond schien auf das Blattwerk hinab, und in mittlerer Entfernung war eine Lichtung zu erkennen, in deren Zentrum eine Futterstelle für das Wild aufgestellt war. Mein Großvater hatte sie schon am Nachmittag mit Futtermais gefüllt. *Schweinesonne* sagen Jäger zum Vollmond, hatte er mir einmal erklärt. Den Grund weiß ich leider nicht mehr.

«So, jetzt müssen wir warten, Wutzlibär», flüsterte er. Wutzlibär, so nannte er mich, bis an sein Lebensende. Ich nannte ihn immer Onkel Beppo. Alle nannten ihn so. Sein richtiger Name war Josef, aber den mochte er nicht.

«Wie lange müssen wir warten, Onkel Beppo?»

«Still, sonst verscheuchen wir die Wildsau.»

Wir warteten also. Während er ein weiteres Fläschchen Underberg öffnete, sah ich gelangweilt aus der Öffnung. Ein leichter Sommerwind streichelte zärtlich das Blätterdach der jungen Eichen, Buchen und Linden unter uns. Ich wagte einen Blick die Holzleiter hinab, um nach Hexi zu sehen, aber schon zupfte mich mein Großvater am Ärmel und zeigte auf die Bank. Ich pflanzte mich hin, sah hoch zum Mond mit seinen dunklen Flecken und fragte mich, was den Typen, der dort wohnte, eigentlich unser Schlaf anging. Ich musste gähnen und blickte wieder zur Futterstelle. In diesem Moment trat aus dem Dickicht rund um die Lichtung ein großer, schwarzer Schatten hervor. Ich tippte aufgeregt auf die Schulter meines Großvaters. Er deutete mir mit einem Nicken, dass er auch sah, was ich sah. Der Schatten machte sich derweil an der hölzernen Futterkrippe zu schaffen. Ich nahm das kleine Fernglas zur Hand, das ich zu meinem fünften Geburtstag bekommen hatte, und blickte hindurch. Der Schein des Mondes war hell ge-

nug, um erkennen zu können, dass es sich um einen ausgewachsenen Keiler handelte. Das Tier kaute friedlich grunzend vor sich hin. Ab und zu hob es seine Schnauze, wie um sich zu versichern, dass keine Gefahr drohte. Doch die lauэрnde Bedrohung, die wir darstellten, blieb ihm verborgen. Als der Keiler sich drehte und uns seine Flanke zuwandte, spannte mein Großvater den ganzen Körper an und atmete tief durch die Nase ein. Als er langsam wieder durch den Mund ausatmete, konnte ich seine Schnapsfahne riechen. Im nächsten Moment drückte er ab, und ich erschrak über den ohrenbetäubenden Knall dermaßen, dass ich mir ein bisschen in die Hosen machte.

Mein Großvater stieß einen ekelhaften Jägerfluch aus und schrie die Holzleiter hinunter: «Hexi, such Verwundt!»

Hexi sprang hoch und schoss in Richtung Futterstelle davon. Mein Großvater hatte den Keiler wohl nicht richtig getroffen, denn das arme Tier versuchte nun, zu fliehen.

«Komm, Wutzlibär, schnell! Beeil dich, wir verlieren sonst die Spur!»

Voran mein Großvater, liefen wir, so schnell es ging, durch das Unterholz. Das Licht der Taschenlampe hatte er auf weiß gewechselt, damit wir besser sehen konnten. Von der Lichtung aus folgten wir den Blutspuren. Ich fürchtete mich und wollte nach Hause.

Plötzlich hielten wir an, und ich flüsterte, was denn los sei.

«Wir haben die Spur verloren.»

Er war außer Atem und rief den Namen der Hündin in den Wald hinein. Wir erhielten ein Bellen zur Antwort. Es war nicht genau auszumachen, aus welcher Richtung es gekommen war, aber wir gingen auf gut Glück los. Mein Großvater wiederholte den Ruf. Erneut kam ein Bellen

zur Antwort, dieses Mal war die Richtung klar. Nach ein paar Schritten hörten wir ein lautes Jaulen. Mein Großvater hielt abrupt an.

«Verfluchte Hurenskanaille!»

Dann rannte er los. Ich konnte kaum mithalten mit meinen kurzen Kinderbeinen. Als ich schon befürchtete, ihn verloren zu haben und kurz davor war, laut loszuheulen, fand ich in den Schein seiner Taschenlampe zurück. Er stand vor einer riesigen Stieleiche, die dort, uralt und massiv, inmitten junger, dürrer Bäumchen aufragte. Der Stamm hatte eine seltsam gedrungene Form und muss mindestens zwei Meter dick gewesen sein. In seiner Mitte klaffte ein langer Spalt. Ich hatte noch nie einen so eigentümlichen Baum gesehen. Gruselig. Onkel Beppo starrte auf den Boden. Ich eilte zu ihm. Zu seinen Füßen lag der angeschossene Keiler, alle viere von sich gestreckt, nur mehr das Auf und Ab des Brustkorbs zeigte an, dass noch ein letzter Rest Lebensgeist in dem waidwunden Tier war. Daneben lag Hexi, die Augen weit aufgerissen und ohne Leben. Ihre Eingeweide waren auf dem Waldboden verteilt, in einer Blutlache spiegelte sich der Mond. Der Keiler hatte ihr mit einem letzten Hieb seiner langen Hauer den Bauch aufgeschlitzt. Entsetzt sah ich meinen Großvater an.

«Onkel Beppo, bitte gehen wir nach Hause.»

«Halt dir die Ohren zu.» Seine Stimme war ruhig. Er legte die Büchse an und schoss dem Keiler in den Kopf.

All das Blut, der dunkle Wald, der laute Knall. Es wurde zu viel. Ein derartiges Geheule stürzte aus mir heraus, sodass die ratlosen Jäger der Umgebung für die nächsten Tage kein einziges Wild mehr vor den Lauf bekommen sollten. Ich wusste nicht, welches Tier mir mehr leidtun sollte. Während ich laut greinte, bückte sich mein Großvater und öffnete mit seinem gebogenen Jagdmesser den Bauch des Keilers. Er musste ihn aus-

nehmen, um wenigstens die Chance zu haben, das bestimmt zweihundert Kilogramm schwere Tier zu transportieren. Dabei verletzte er mit seinen zitternden Fingern den Darm, und ein widerlicher Gestank breitete sich aus. Zornig zerrte er an den Innereien.

«Geh scheißen, was denn noch!»

Als er endlich fertig war, holte mein Großvater ein Seil aus dem Rucksack und formte eine Schlinge, die er über die beiden Hinterläufe des Keilers stülpte und zog. Das Gleiche tat er bei Hexi.

«Hier, nimm das Seil, du musst die Hexi ziehen. Ich gehe voraus, bleib dicht hinter mir.»

Er warf sich das Seilende über die Schulter.

Ich blickte auf das Seil in meiner Hand und den Hundekadaver. Dann übergab ich mich. Mit dem Handrücken wischte ich mir über den Mund.

Mein Großvater wurde ungeduldig.

«Komm, tu weiter!»

Das Laub am Waldboden war feucht, es ging bergab, und so begab sich unsere Blutkarawane auf ihre Wanderung. Angeführt von einem Waidmann mit mehrfach verletzter Waidmannsehre, der keuchend ein riesiges totes Wildschwein hinter sich herzog, und hinter ihm ein weinendes Menschenkind, mit einem kleinen Fernglas um den Hals. Nach etwa dreißig Minuten Gewaltmarsch, in denen ich viele neue Jägerflüche lernte, erreichten wir endlich den Waldweg.

Wir ließen die beiden toten Körper liegen und gingen los, um den Wagen zu holen. Was für ein Fiasko. Von meinem erschöpften und gedemütigten Großvater hörte ich kein Wort mehr, nicht einmal Jägerflüche. Die Anstrengung des Marsches hatte meine Tränen getrocknet, ich war nun ganz still. Mit dem Auto fuhren wir die paar hundert Meter zurück, um die Kadaver zu holen. Den Keiler befestigte mein Großvater an der Stoßstange des

Wagens, Hexi wickelte er in eine Decke ein und legte sie auf die Rückbank. Wir fuhren langsam und schweigend nach Hause. Am nächsten Tag begruben wir Hexi illegalerweise am Ende des Hofes, zwischen den kleinen Fichten und der Altpapiertonne.

Mein Großvater ist gestern gestorben. Es ist keine große Überraschung, kein Drama, keine Tragödie, und es tut merkwürdig wenig weh, obwohl er für mich sehr wichtig war. Er war nicht mein leiblicher Großvater, aber das hat für mich nie einen Unterschied gemacht. Er war unser Nachbar, ein Freund der Familie. Meine Eltern brauchten dringend jemanden, der regelmäßig auf ihre Kinder aufpasste, und Beppo, damals in seinen Fünfzigern, selbst alleine und kinderlos, nahm sich dieser Aufgabe mit Leidenschaft an. Bei den meisten galt er als einsilbig, verschlossen, jähzornig, meine Schwester und mich jedoch überschüttete er mit all der Liebe, die sich über die Jahrzehnte in seinem Herzen angesammelt haben musste.

Jetzt, da ich am Küchentisch sitze und den letzten Schluck aus meiner morgendlichen Tasse Kaffee trinke, finde ich es traurig, dass ich nicht dabei war, als der Körper meines Großvaters endgültig aufgab, und frage mich, warum ich noch immer nicht geweint habe.



## Änderungsschneiderei Tessa

«Ich stehe am Fenster und blicke auf das lärmende Treiben hinab. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stehen Jugendliche auf dem Gehsteig, zu dem man in dieser Stadt Bürgersteig sagt, und lachen einander aus. Ich lehne mich aus dem Fenster. An der Straßenecke leuchtet das blaue Schild der U7. Die öffentlichen Verkehrsmittel hier sind eine Katastrophe. Alleine der Anblick des Schildes lässt eine zahnlose Wut in mir aufsteigen. Ich beschließe, duschen zu gehen.

Es ist ein Genuss, das perfekt temperierte Wasser auf mich herabregnen zu lassen. Manchmal denke ich, dies muss wohl, wenn auch nur als vager Abglanz dessen, das Gefühl vom Beginn des Lebens sein, und wünsche mich dahin zurück.

Ich drehe das Wasser ab und öffne die Glastüren. Die unbarmherzig kalte Realität umarmt mich. Dann rasiere ich mich sorgfältig, kleide mich an, trage Toner und Tagescreme mit Hyaluron auf, nehme den Kleidersack aus dem Schrank, lege ihn über meinen Arm und verlasse die Wohnung.

Im Erdgeschoss befindet sich die Schneiderei *Tessa*. Ich trete durch die hellblau lackierte Tür und begrüße Tessa. Die Wände des kleinen Ladens sind mit Kleiderständen verstellt, darüber hängen offene Wandschränke, aus denen Stoffrollen in allerlei Farben und Mustern ragen. Es riecht nach alter Kleidung und Bügeleisendampf. Eine mir unbekannte Frau sitzt mit einer Tasse Tee in der Hand an einem kleinen Tischchen. Sie hebt die Tasse zur Begrüßung und nimmt einen Schluck. Es ist schwer zu sagen, wie alt die Frau ist. Mindestens neunzig.

«Hallo Hugo, wie geht's? Meine Mutter ist zu Besuch aus Griechenland.»

Tessa sagt etwas auf Griechisch zu ihr, das ich nicht verstehe, worauf die alte Frau große Augen macht und auf Griechisch etwas zu mir sagt, das ich leider genauso wenig verstehe. Ich bin ratlos, aber versuche es erstmal mit einem Nicken.

«Hast du gerade viel zu tun?», fragt mich Tessa. Sie steht hinter ihrem Arbeitstisch und misst ein Stück roten Stoff ab.

«Nicht so viel. Morgen muss ich zu einem Begräbnis nach Österreich.»

Sie legt das Maßband ab und sieht mich an. Ihr Blick zeigt Betroffenheit. «Ich hoffe», sagt Tessa nach ein paar Sekunden, «es ist niemand aus der Familie?»

«Ein Freund der Familie», erwidere ich.

Das stimmt zumindest zur Hälfte. Ich hatte schon immer eine Abneigung gegen Beileidsbekundungen.

«Mein Beileid, Hugo.»

Sie beugt sich über den Tisch und legt ihre rechte Hand auf meine linke Schulter.

«Danke.»

Eine unangenehme Stille beherrscht jetzt den kleinen Laden. Tessa sieht mich mitleidsvoll an, sie verwechselt meinen Beileidswiderwillen wohl mit Trauer. Die Mutter nimmt einen weiteren Schluck Tee. Während ich das Sakko aus dem Kleidersack befreie, höre ich sie schlürfen.

«Kannst du mir die Ärmel kürzen? Entschuldige, ich weiß, es ist ein bisschen last minute, aber ich würde es gerne auf der Beerdigung tragen.»

Ich lege das schwarze Sakko auf den Arbeitstisch. Tessa setzt ihre Brille auf und sieht sich die Nähte an. Ich hasse wenig mehr als schlecht sitzende Kleidung und bin deshalb sehr oft bei ihr. Außerdem sind wir ja quasi Nachbarinnen. Schon mehr als einmal musste ich meinen Zweitschlüssel von ihr holen, nachdem ich mich aus-

gesperrt hatte. Sie ist in einem kleinen Dorf am Meer, ganz im Süden von Griechenland, aufgewachsen und in den Achtzigern nach West-Berlin gezogen. Ich verstehe mich gut mit ihr, wir haben immer etwas zu reden, und vor allem macht sie eine hervorragende Arbeit. Tessa nimmt die Brille wieder ab und seufzt.

«Morgen früh?»

## Verwandtschaft

«Onkel Beppo? Hallo? Bist du da drin? Hallo, Onkel Bep-po?»

Frida klopft auf den Deckel. Der Sarg ist geschlossen und schwarz, die Lackierung erinnert an einen Konzertflügel. Der Unfug meiner großen Schwester macht einen heidnischen Lärm in der großen Leichenhalle. Wir sind alleine. Über dem Sarg hängt der Leib Christi und blickt tadelnd auf uns herab.

«He, Onkel Beppo, aufwachen! Frühstück!»

Sie hält ihr Ohr an die polierte Oberfläche des Deckels und horcht.

«Ich glaube, es ist keiner zu Hause.»

Meine Schwester, elf Jahre älter als ich, war schon immer gut darin, mich zum Lachen zu bringen.

Vor der Halle warten unsere Eltern. Ein alter *Steyr*-Traktor fährt lärmend an uns vorüber, sein Anhänger ist voll mit Zweigelt-Trauben, die Weinlese hat begonnen. Das goldene Licht der burgenländischen Sonne strahlt ungetrübt auf uns herab. Die beiden stehen im Schatten einer Kastanie, mein Vater mit seinem Western-Hut. Meine Mutter trägt ein leichtes Sommerkostüm, dessen Stoff die Färbung einer überreifen Mango hat. Sie trägt nie Schwarz, auch nicht heute. Ich kann ihr ansehen, dass die Hitze sie mitnimmt. Sie kommt aus einer der kältesten Regionen Österreichs und ist nicht für diese Temperaturen geschaffen. Ihr strenger Blick trifft uns, als wir uns nähern.

«Was habt ihr denn da drinnen für einen Krawall gemacht, ihr zwei?»

«Ich war das nicht», antworte ich.

Die Ärmel meines schwarzen Sakkos sitzen gut, dennoch ziehe ich es aus und lege es über meinen Arm. Die

Hitze trifft mich nach der Leichenhalle wie eine Ohrfeige.

«Getrauert», sagt meine große Schwester. Sie fächert sich mit dem Partezettel Luft zu.

«Kommt's, wir fahren ins Wirtshaus», schlägt mein Vater vor. «In einer Stunde fängt das Begräbnis an, und ohne was im Bauch halt ich den Schas nicht aus.»

Der Blick meiner Mutter wird angesichts der Wortwahl meines Vaters noch strenger. Aber bestimmt möchte auch sie später nicht mit leerem Magen in der heißen Sonne stehen. Frida findet die Idee ebenfalls gut.

Wir laufen zum Wagen. Der Asphalt der Straße ist so aufgeheizt, dass sich kleine Teertropfen darauf gebildet haben. Obwohl bereits September ist, rührt sich der Sommer nicht vom Fleck. Wie ein bockender Gaul mit dem Hufe, tritt er den Menschen mit einer späten Hitzewelle ins Gesicht. Noch ein Traktor fährt vorbei, auch *Steyr*. Aber andere Trauben. Grüner Veltliner.

Ein Flugzeug zieht in nur ein paar hundert Metern Höhe über das Leithagebirge.

*Boeing 777-200ER*, höre ich meine Schwester den Flugzeugtyp bestimmen, bevor wir ins Auto steigen.

Natürlich kommen wir zu spät zum Begräbnis. Es sind erstaunlich viele Leute da, aber eigentlich sollte mich das nicht wundern. Es ist die letzte Ferienwoche, und die Menschen hier im Ort haben selten Gelegenheit, in größerer Anzahl zusammenzukommen. Anlässe wie dieser werden gerne dazu genutzt, um sich ein bisschen herauszuputzen, vernachlässigte Bekanntschaften wieder aufzufrischen, und natürlich, um sich über aktuelle gesellschaftliche Ereignisse (Scheidungen, Teenager-Schwangerschaft, Wahl zur Kirschenkönigin) auszutauschen. Noch dazu können Familien, die, wie meine, eher zurückgezogen leben und nur selten auf der

öden Bildfläche des Dorfalltags erscheinen, mit misstrauischen Blicken bedacht werden.

Die Zeremonie scheint eben erst begonnen zu haben. Man hat damit nicht auf uns gewartet, was nur recht scheint, schließlich sind wir ja keine Blutsverwandten. Die meisten der Anwesenden sind schwarz oder zumindest dunkel gekleidet. Aber ein paar Bauern, ihrer grünen oder blauen Arbeitskleidung nach zu schließen, müssen wohl direkt aus dem Weingarten gekommen sein. Wir finden keinen besseren Platz und fügen uns in die hinterste Reihe ein, zwischen einem alten Mann, der auf seinem Rollator sitzt, und einer jungen Frau, die mit beeindruckender Ruhe versucht, drei jammernde Kleinkinder in Schach zu halten.

Ich kann sehen, wie der Pfarrer den Sarg mit Weihwasser besprenkelt. Dann öffnet er den Mund und spricht. Einige heisere Kehlen stimmen mehr oder weniger unisono ein. Ich glaube, diesen Teil des anachronistischen Spektakels nennt man Oration. Im obligatorischen Religionsunterricht der Grundschule hatte mir die Lehrerin einmal eine Bibel gegen den Kopf geschlagen, vermutlich unzufrieden mit meiner Lernleistung. Mittels dieser beherzten Maßnahme sollte mir wohl das Wissen buchstäblich eingehämmert werden. Es hat nicht funktioniert.

Im Anschluss spricht der Seelenhirte. Allerdings ist seine Stimme zu leise, um die Worte verständlich bis in die letzte Reihe vordringen zu lassen. Ich muss innerlich kichern. Der Pfarrer gilt als sogenannter Lebemann und erfüllt dabei so manches Klischee. Er pafft bei jeder Gelegenheit stinkende Zigarren, hat eine Schwäche für sündteuren Whisky und auch ein Faible für die USA, wo er jedes Jahr seinen Urlaub verbringt. Sein Dienstwagen ist eine viel zu lange Limousine amerikanischen Fabrikats, und Rosi, die altgediente Köchin im Pfarrhaus,

klagt immer darüber, wenn sie die ausgefallensten Zutaten besorgen muss, deren Zubereitung der Herr Pfarrer dann auch noch selbst in die Hand nimmt. All das lässt ihn durchaus menschlich erscheinen. Vielleicht ist das der Grund dafür, warum er in der Gemeinde bei vielen sehr beliebt ist. Das war nicht immer so.

Sein Vorgänger war ein richtiger Fanatiker. Eines Tages platzte ihm dann beim Verrichten der Notdurft ein Blutgefäß im Kopf. Die schon damals nicht mehr ganz junge Rosi fand den bewusstlosen Pfarrer mit heruntergelassenen Unterhosen und nach oben gezogener Soutane auf dem Fliesenboden. Er überlebte, aber war ab dem Zeitpunkt halbseitig gelähmt und auf einem Auge so gut wie blind, was ihn allerdings nicht davon abhielt, von nun an bei jeder Gelegenheit nuschelnd zu verkünden, dass der Heilige Geist in ihn gefahren sei.

«Habemus papam, habemus papam! Worauf wartet ihr, ihr Narren? Bringt mich nach Rom!», soll er angeblich die beiden Abgesandten des Bistums angebrüllt haben, die gekommen waren, um sich einen Eindruck über seinen geistigen Zustand zu verschaffen. Kurz darauf brachte man ihn zur Pflege in ein rumänisches Kloster.

Nach großen Mühen fand die Diözese endlich einen Ersatz. Es war ein Mann aus Niederösterreich, der seine besten Jahre bereits hinter sich hatte und über den man munkelte, dass er hierher zwangsversetzt worden sei, weil er bei seinem Bistum in Ungunst gefallen war. Genaueres wusste aber niemand. Sein Name war Willibald Egger, und seine Predigten waren lieblos, aber konform. Die Leute waren also für das Erste zufrieden.

Der Neue richtete sich im Pfarrhaus ein. Zur selben Zeit kehrte Frida aus den USA zurück. Sie hatte dort, in Phoenix, Arizona, ihr Training zur Pilotin abgeschlossen, am ATCA. Konnte mir nie merken, wofür das steht. Ein paar Monate später sollte sie eine Stelle als First Officer

bei einer österreichischen Airline antreten. Aber bis dahin wollte sie wieder zu Hause wohnen. Dieser Wunsch währte nicht allzu lang. Sie hatte die Welt gesehen und wollte so schnell wie möglich wieder dahin zurück, Frida langweilte sich unendlich. Umso neugieriger war sie darauf, den neuen Pfarrer kennenzulernen, der ein angeblich so weltmännisches Gebaren pflegte.

Sie besuchte den Gottesdienst und besah ihn sich, fand ihn sehr sympathisch. Als er sich, wie nach jeder Predigt, am Hinterausgang der Sakristei eine Zigarre gönnte, sprach sie ihn an.

«Servas, Willibald, ich bin die Frida.»

Der frühere Pfarrer hätte sie nach diesem Sakrileg von Anrede wohl zuerst bewusstlos gewatscht und ohne Umschweife den Hexenkessel vorheizen lassen. Aber Willibald war einfach nur verblüfft über die junge Frau mit den riesigen blauen Augen und der Tätowierung am Oberarm. Er konnte sich nicht mehr erinnern, wann ihn das letzte Mal jemand beim Vornamen genannt hatte.

Um ihn weiter zu testen, stellte sie ihm die unverhohlensten Fragen: Ob er denn wirklich an den ganzen Schnickschnack glaube. Ob er schon einmal überlegt habe, zum Buddhismus zu konvertieren. Wie es um sein Zölibat bestellt sei. Willibald antwortete geduldig und sachlich, und es wurde zu einer Gewohnheit, dass ihm Frida bei seinen Zigarren hinter der Kirche Gesellschaft leistete, sie im Pfarrhaus gemeinsam Whisky tranken und bis spät in die Nacht redeten. Rosi fand es ungeheuerlich, dass jetzt sogar noch junge Frauen im Pfarrhaus ein und aus gingen, bis in die unchristlichsten Uhrzeiten hinein blieben und zu allem Überdross auch noch mit dem Herrn Pfarrer sofften. Als wäre die oberste Sünderin Maria Magdalena höchstpersönlich zu Gast!

Die Leute begannen natürlich zu reden, doch das war Willibald egal und Frida erst recht. Bis sie einmal so viel



Whisky erwischte, dass sie am Ende kaum mehr gehen konnte und sich auf dem Sofa langmachte. Der nicht minder unter Einfluss stehende Willibald warf ihr eine Decke über und schaffte es gerade noch so, sein eigenes Bett zu erreichen.

Als Frida am nächsten Morgen das Pfarrhaus verließ und dabei gesehen wurde, war der Skandal perfekt: Man hatte sich ja bis jetzt zurückgehalten, aber das war nun zu viel! Die junge Navratil übernachtet beim Pfarrer! Wo gibt es denn sowas?

Ein Sturm brach los, und Willibald wurde in die Diözese zitiert. Hätte sich nicht ausgerechnet Rosi vehement für ihn eingesetzt – sie hatte im Zuge einer Erstürmung des bischöflichen Büros auf das eindringlichste versichert, dass die Beziehung zwischen der jungen Frau und dem Priester, wenn auch zugegebenermaßen mehr als unüblich, immer eine rein spirituelle gewesen sei, was sie, wenn nötig, auch beim Leib Jesu Christi dem Erlöser schwören würde – es wäre wohl schlecht bestellt gewesen um Willibalds Anstellung.

Aber so erhielt er lediglich eine ordentliche Rüge und durfte das Pfarramt behalten. Auch das Dorf beruhigte sich wieder, nachdem sich die ehrenwerte Köchin für den Pfarrer verbürgt hatte und jedem, der Unwahrheiten über ihn verbreitete, mit dem Nudelwalker drohte.

Das Verhältnis zwischen Willibald und Frida litt indessen. Willibald zog sich zurück und meine Schwester nach Wien. Schon bald kam sie nur noch selten zu Besuch, und das eben erst geknüpft Band ihrer Freundschaft riss irgendwann.

Willibald verliest nun mit monotoner Stimme ein Schriftwort aus dem heiligen Buch. Es klingt, als würde ein Übersetzungsprogramm sprechen.

«Also mitreißender ist er nicht gerade geworden», flüstert mir Frida ins Ohr.

Der alte Mann ist auf seinem Rollator sitzend eingeknickt. Trotz des Schattens, den die Blätter der mächtigen Kastanien gnadenvoll auf die Trauergemeinde werfen, fühlt es sich so an, als stiege die Temperatur immer weiter. Einer experimentellen Choreographie gleichend, werden zwischen den Schwüngen von zu Fächern umfunktionierten Partezetteln immer wieder kleine Tücher aus den Taschen gezogen, mit deren Hilfe vergeblich versucht wird, dem Fluss des Schweißes Einhalt zu gebieten. Wangen, Stirnen, Ohren, Hälse und Dekolletés werden getupft und gewischt, und die klammen Tücher anschließend in die Tasche zurückgesteckt, nur um im nächsten Moment schon wieder hervorgeholt zu werden.

Willibald hält den Kopf geneigt und liest ab. Der Ansatz seiner Haare ist über die Jahre immer weiter nach hinten gerückt. Neben ihm stehen zwei schwarz gekleidete Frauen. Soweit ich das zwischen all den Hinterköpfen hindurchblickend erkennen kann, ist die eine ungefähr in meinem Alter, die andere wohl deutlich älter. Schwer zu sagen, sie trägt eine Sonnenbrille. Beide blicken zu Boden.

«Mama», flüstere ich. «Wer ist das?»

«Hab ich mich auch schon gefragt.» Sie unterdrückt ein Gähnen. «Sicher Verwandte, wenn sie neben dem Herrn Pfarrer stehen.»

Ich werfe Frida einen kurzen Blick zu. Sie zuckt die Schultern.

Willibald reckt mechanisch seine Arme zum Himmel, hebt seine Stimme und kündigt die Einsenkung des Sarges an. Es klingt, als spräche die Telefonansage eines Internetproviders.

«Wir übergeben diesen Leib der Erde. Christus, der von den Toten auferstanden ist, wird auch unseren Bruder Beppo wieder zum Leben erwecken.»

Der Sarg wird mit Hilfe einer elektrischen Winde, die bei jeder vollen Umdrehung ein hässliches Jaulen von sich gibt, langsam in das Grab hinabgelassen.

«Ich bin die Auferstehung und das Leben», sagt die Telefonansage. «Wer an mich glaubt, wird leben, auch im Tod, und alle, die leben und an mich glauben, werden in Ewigkeit nicht sterben.»

In der Kastanie über uns kräht eine aufgebrauchte Dohle. Die Zeit, bis der Sarg schließlich auf dem Grund des Grabes angekommen ist und ein Friedhofsangestellter die Winde abschaltet, fühlt sich endlos an.

Nun wird mit einer kleinen Gartenschaufel Erde in die Grube geworfen. Die beiden unbekanntenen Frauen machen den Anfang. Hölzern und dumpf klingt der Aufschlag des Materials, aus dem wir alle entspringen und zu dem wir am Ende wieder werden. So wurde es mir zumindest im Religionsunterricht beigebracht.

Es dauert eine halbe Ewigkeit, bis wir dran sind. Willibald wird knallrot, als er Frida gegenübersteht. Die beiden haben sich bestimmt seit fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen.

«Servas, Willibald», grüßt ihn meine Schwester im Vorübergehen, nachdem sie den beiden Frauen die Hand gedrückt hat.

Jetzt bin ich dran. Die Erde fällt und schlägt lautlos auf, der Deckel des Sarges ist schon fast vollständig bedeckt. Dann trete ich an die ältere der vermeintlich verwandten Frauen heran. Ihr Gesicht wirkt hinter der Sonnenbrille absolut ausdruckslos. Ich reiche ihr die Hand und sage vorschriftsgemäß: «Mein aufrichtiges Beileid.» Wie wohl schon fünfzig Mal zuvor nickt sie zur Antwort schwach mit dem Kopf. Dann trete ich vor die jünge-

re der beiden Unbekannten. Ich reiche auch ihr meine Hand und noch bevor sich die Phrase von meinen Lippen lösen kann, sagt sie zu mir: «Mein Beileid, Hugo.»

Diese unerwarteten Worte bringen mich für einen Moment aus dem Konzept. Woher kennt sie meinen Namen? Doch dann schiebt mir schon der alte Mann ungeduldig seinen Rollator in die Waden. Ich lasse die Hand der jungen Frau los und gehe zu meiner Familie.

Willibald spricht jetzt das sogenannte Glaubensbekenntnis, und fast alle Trauergäste stimmen mit ein. Die beiden Frauen enthalten sich überraschenderweise. Wer sind sie nur? Die eine könnte dem Alter nach vielleicht eine Nichte sein. Ist die jüngere ihre Tochter? Onkel Beppo hat nie über etwaige Verwandtschaft gesprochen. Wenn ich ihn diesbezüglich gefragt habe, ließ er mich immer grummelnd verstehen, dass er froh wäre, alleine zu sein. Umso eigenartiger, dass die anscheinend existierende Verwandtschaft offenbar sehr wohl weiß, wer ich bin.

Da es keine Fürbitten gibt, geht Willibald direkt zum Vater-unser über. Im Kopf spreche ich die Worte mit, ich kann nichts dagegen tun.

Nach dem gemeinschaftlichen Beten hat wieder Willibald alleine das Wort. Jetzt, wo sich die Zeremonie dem Ende zuneigt, scheint er ein bisschen aufzutauen. «Herr, gib ihm und allen Verstorbenen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen.» Er macht sogar eine kleine Kunstpause. Dann fährt er salbungsvoll fort.

«Lass sie ruhen in Frieden. Amen.»

«Amen!», hört man die Menge. Es klingt wie ein kollektives Seufzen. Obwohl Willibald noch den Segen spricht, kommt bereits ein bisschen Bewegung in die Menge. Taschenriemen werden über Schultern gelegt, Handys gezückt, von da und dort hört man Getuschel. Der alte Mann setzt seine verbeulte Mütze wieder auf

den Kopf, die er anstandshalber abgenommen hatte. Ich selbst ziehe mein Sakko mal wieder aus und kremple die Hemdsärmel hoch.

Plötzlich beginnt Willibald zu singen, und die Menschenmenge erstarrt wie ein Sprung verdutzter Rehe. Seine Augen sind geschlossen, und seine Stimme ist laut und kräftig, die Töne verlassen seine Kehle in einem beeindruckend sicheren Countertenor.

«Ich wusste gar nicht, dass er so schön singen kann», wispert mir Frida erstaunt zu, ohne dabei den Blick von Willibald zu lösen. Im nächsten Moment erkenne ich die Melodie, und mir fällt das Sakko aus der Hand: *Gegrüßet seiest du, Königin!* Es war das Lieblingslied von Onkel Beppo.

Kein Mensch rührt sich, und sogar die Kastanie scheint innezuhalten, als Willibald zum Refrain ansetzt.

Freut euch, ihr Cherubim,  
Lobsinget, ihr Serafim,  
Grüßet eure Königin.  
Salve, salve, salve, Regina!

Früher, noch vor seiner Krankheit, hatte Onkel Bepo gerne Kassetten in sein vorsintflutliches Abspielgerät geschoben, sobald ich zur Tür reinkam. Am liebsten mochte er die Chöre aus dem Süden Österreichs, die auch slowenisch sangen. Wohl um mich zu beeindrucken, behauptete er immer, slowenisch zu sprechen und wollte es mir beweisen, indem er mitsang, aber ich wusste, dass er die Lieder schlicht auswendig konnte. Er brachte mich jedes Mal zum Lachen, wenn er den Chor begleitete und dabei wie eine singende Säge klang.

Dein mildes Auge zu uns wend,  
Oh, Maria,

Und sei die Königin nach dem End,  
Oh, Maria.

Willibald stimmt den letzten Refrain an. Nicht wenige Menschen scheint der himmlische Gesang zu Tränen gerührt zu haben. Frida prustet in ein Taschentuch. Selbst der alte Mann mit der blauen Schürze trocknet sich die Augenwinkel. Nur ich kann nicht um Onkel Beppo weinen, nicht einmal jetzt. Dabei habe ich ihn so gern gehabt. Ich blicke zu den beiden unbekanntenen Frauen, sie wirken gefasst.

Nachdem das letzte *Maria* die Lippen des Pfarrers verlassen hat, bleibt er stumm und mit geschlossenen Lidern stehen. Niemand wagt, sich zu rühren. «Gehet hin in Frieden», hört man Willibald irgendwann in gewohnter Gleichförmigkeit sagen, und gleich darauf beginnen sich viele kleine Grüppchen zu bilden.

Mir geht das alles viel zu schnell, und auch meine Eltern sehen so aus, als müssten sie sich noch einen Moment sammeln.

Es ist zum Leichenschmaus geladen, aber meine Pläne sehen anders aus. Ich muss ein Erbstück sichern und erkläre, dass ich nicht mitkommen werde.

«Wir sehen uns dann zu Hause.»

Meine Familie schaut ein bisschen enttäuscht, ich verabschiede mich trotzdem, auch von Willibald. «Oh! Hugo, sei begrüßt!», sagt er leicht angestrengt. «Dich hat der Herr ja eine halbe Ewigkeit nicht mehr hergezeigt!» Er reicht mir die Hand. Ich mache ihm noch ein Kompliment für seinen wunderschönen Gesang. «Was soll ich sagen?», antwortet Willibald, während er zu Boden blickt und versucht, Asche von seinem Schuh zu tippen. Der Rauch einer Zigarre, die von seinen Eckzähnen gehalten wird, wabert zwischen uns.

«Ich möchte dir noch mein ausdrückliches Beileid kundtun. Beppo war ein außergewöhnlicher Mensch, es muss ein schwerer Verlust sein für euch!»

Ich bedanke mich. Er schenkt mir ein schweigendes Lächeln. Frida sagt nichts.

«Darf ich noch fragen, warum gerade dieses Lied?»

«Es war der ausdrückliche Wunsch der Angehörigen.»

«Ja, wo sind die beiden eigentlich hin?»

«Ich denke, die Damen sind bereits vorausgeeilt, um die Leute beim Leichenschmaus zu begrüßen», sagt Wilibald.

Er scheint es kaum eilig zu haben, wir tauschen noch ein paar Höflichkeiten aus, dann verabschiede ich mich endgültig.

Ich verlasse das Friedhofsgelände und auch den Schatten der mächtigen Kastanien. Der Straßenbelag strahlt eine kosmische Hitze ab. Bei einigen Autos sind die Türen geöffnet, sie wirken wie große Tiere, die alle viere von sich strecken. Ein Traktor zieht langsam und laut an uns vorüber. Sein schwerbeladener Anhänger scheppert, als er über die kleine Unebenheit bei der Bushaltestelle fährt, die dort ist, seit ich denken kann. Der alte Mann hinter dem Steuer sieht mich im Vorbeifahren an, ohne Misstrauen, Wohlwollen oder Verwunderung, nicht einmal Neugier. Sein Overall hat die gleiche Farbe wie die Trauben im Anhänger. Blaufränkisch.

Ich mache einen Schritt und trete auf Kastanien, die noch in ihrer weich-stacheligen Hülle stecken. Es sind Rosskastanien, sie sind ungenießbar. Ich schieße sie mit der Schuhspitze dem Traktor hinterher und mache mich auf den Weg.

[...]